



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

## **Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Aus Lausanne.

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

lich im Anfang ihres Entstehens sich nur wenig hinauswagen, oder, wenn sie es doch thun, verunglücken, daß sie mit der Zeit kühner und kühner werden, bis sie endlich, gleich dem einzelnen Menschen, wieder ermatten und in ihre ursprüngliche Beschränktheit zurückkehren. Daß die heutige Musik kühnere Sprünge wagen darf, als die des vorigen Jahrhunderts, ist vollständig in der Natur der Dinge begründet, und kann nicht im Mindesten die Reinheit der Tonkunst trüben, vorausgesetzt, daß sie bei diesem Abschweifen das Gleichgewicht nicht verliert. So erscheint das Verhältniß, so lange wir an der Forderung festhalten, daß ein jedes Tonstück in sich selbst das absolute Gleichgewicht darstelle. Wäre diese Forderung berechtigt, so würden Compositionen, die der Kunst würdig wären, nur in der Ausdehnung der Grenzen verschieden sein können. Aber nun leuchtet schon ein, daß es, je weiter die Grenzen ausgedehnt werden, um so schwieriger wird, das absolute Gleichgewicht in einem einzigen Tonstück herzustellen, da dieses ja eben darin besteht, daß nach allen möglichen Seiten hin das Excentrische in vollständig gleichem Grade vor und wieder zurückschreitet. Die Reinheit der Tonkunst kann also ihren vollendeten Ausdruck nur in dem gesammten musikalischen Leben finden, das Jemand führt, und es kann nicht darauf ankommen, daß wir uns keinen Moment in entferntere und einseitigere Regionen verlieren, sondern nur darauf, daß wir im Ganzen nicht auf Abwege gerathen. Darum muß ein Jeder mit sich selbst zu Rathe gehen, wie weit er sich den Extremen bachantischer Lust, träumerischer Sentimentalität, nebelhafter Romantik, leidenschaftlicher Zerrüttung und geistreicher Sonderbarkeiten überlassen darf, ohne Gefahr, daß diese Geister niederen Ranges den Sieg in ihm davon tragen. Ueber einzelne Werke dieser Richtung wäre, wenn sie sonst gut sind, kein Wort zu verlieren; aber das ist ein Unglück, daß unsre Zeit sich ihr ausschließlich hingiebt.

### A u s L a u f a n n e .

In der Regel beschließen die Reisenden, die nach der Schweiz kommen, um in möglichst kurzer Frist möglichst viel zu sehen, ihre Tour mit dem Genfer See, und sind zufrieden, wenn sie sich so viel Zeit erübrigt haben, noch im Fluge die Hauptstädte am See, die nun einmal im Rufe sind, durchlaufen zu haben. Ich muß gestehen, daß ich den Geschmack Derjenigen bewundere, die unersättlich im Erklimmen nackter Felsen, unermüdtlich im Auffuchen von Schnee und Eis, es über sich gewinnen können, an dem reizendsten Bilde, wie im Fluge, kalten Blickes vorüber zu eilen. Ich meine, daß es manchem der Leser nicht unangenehm sein wird, mich auf einer kleinen Promenade zu begleiten, die mir zu den angenehmsten zu gehören scheint, deren man sich hier am Genfer See erfreuen kann, ich meine die nach dem Signal de Vougy.

Um nach Vougy zu gelangen, hat man zum größten Theile der großen Landstraße von Lausanne nach Genf zu folgen, ein Weg, der dadurch viel an seiner sonstigen Ein-

förmigkeit verliert, daß der stets nahe See mit seinem klaren, blauen Spiegel den Fluren, die man durchschreitet, ein stets frisches und neues Leben giebt, und dem Auge bei jeder Krümmung des Weges neue, überraschende Bilder einer reichen, herrlichen Natur sich darbieten. Steigt man von Lausanne die verschiedenen, mit Rebem, Wallnußbäumen und Fruchtfeldern bunt durch einander bedeckten Hügel, die sich einer dem andern wie Wellen des Meeres anschließen, nach dem Ufer des Sees die Landstraße entlang herab, so gelangt man nach einem kurzen Marsche in die Ebenen von Vidy. Obwol man gegenwärtig keine Spur mehr davon sieht, so verlegen doch die Sachverständigen und Alterthumskundigen hieher in die Ebene von Vidy und zwar gerade an den Fuß der beginnenden Hügelkette das alte Römische Castell (oder Stadt) Lausonium, das bis gegen das 6. Jahrhundert sich an dieser Stelle befunden haben soll, welche von den damaligen Einwohnern verlassen worden, nachdem die Stadt selbst durch eine, in Folge eines Bergsturzes in Wallis verursachte große Ueberschwemmung vernichtet worden war. Jetzt hat das neue Lausanne (dessen ursprünglicher Name zum Unterschied von dem Römischen Lavronium — Laurodunum angegeben wird) eine solche gefährliche Ueberraschung Seitens des Sees, der es um 400 und einige Fuß übersteigt, freilich nicht mehr zu befürchten, es müßten dem Savoyens und die Walliser Berge alle auf einmal in die See stürzen. Dafür hat es aber eine fortwährende Beschwerde eingetauscht, die die alten Einwohner des tieferliegenden Lausanne in dieser Weise nicht kannten, ich meine den überberichtigten, im Winter durch Mark und Bein gehenden, im Sommer wenigstens höchst unangenehmen Nord- (oder Nordost-) Wind (la bise). Doch halten wir uns nicht in Lausanne auf, sondern gehen wir unsern Weg nach dem gesteckten Ziele. Ein Fremder wird die Stelle, wo das ehemalige Lausonium gestanden, kaum verlassen, ohne daß ihm sein Führer auf dem Wege von Vidy nach Lausanne zurück mitgetheilt hätte, daß diesen Weg einst (1723) der Major Davel ebenfalls herabgestiegen sei, um auf dem Schaffot einen mißglückten Versuch, das Waadtland von der Berner Oberherrschaft zu befreien, mit dem Tode zu büßen, ein Ereigniß, das einem jeden Fremden vom Waadtländer mit großer Wärme und Begeisterung für die Freiheit seines Landes mitgetheilt zu werden pflegt.

Bis zu dem Städtchen Morges bietet die Gegend, die man durchschreitet, im Grunde wenig besonders Anziehendes oder Hervorragendes, man könnte den größten Theil des Weges selbst einförmig, oder doch gewöhnlich nennen, wenn nicht eben die Art und Weise, wie die mit Fruchtfeldern abwechselnden, hier und da von kleinen Hölzchen unterbrochenen Wiesenstrecken mit Obst-, Wallnuß- und sonstigen Bäumen so zu sagen besät sind, die ganze Landstrecke mehr einem Garten, als zum Ackerbau benutzten Landstriche ähnlich erscheinen ließe. Es ist dies überhaupt ein Umstand, der mich wenigstens immer so angenehm in der Schweiz berührt hat, daß man fast nirgends die öden, weiten und langweiligen Fruchtfelder zu sehen bekommt, sondern daß die überall hervorragenden Bäume inmitten der Felder und Wiesen auch diesen ein lebendigeres, frischeres Ansehen zu geben geeignet sind. — Einen sehr freundlichen Anblick, ehe man nach Morges selbst kommt, gewährt das Thal, welches der für gewöhnlich klein erscheinende, zu Zeiten höchst reißende Fluß la Venoge durchfließt, der sich weiter unten bei St.-Sulpice in den See ergießt, dessen angenehmes Rauschen dem Wanderer selbst bei der brennendsten Hitze des August die angenehme Gewißheit verschafft, daß wenigstens an ein Verschmachten trotz aller Gluth nicht zu denken ist, selbst wenn ihm nicht das freundlich ent-

gegenlachende Morges mit seinem alten, dicht am Seeufer liegenden Schlosse genügende Beruhigung sein sollte.

Das Städtchen Morges, das zum größten Theil aus zwei großen, schönen, längs des Seeufers parallel neben einander hinlaufenden Straßen besteht, macht mit seinen reinlichen, netten Häusern einen freundlichen Eindruck. Möglich, daß es an anderen Tagen, wo das thätige Leben dem Ganzen wieder einen andern Ausdruck verleiht, anders erscheint, mir wenigstens hat es in seinem sonntägigen Kleide ungemein wohlgefallen, und die Ruhe in den Straßen, oft unterbrochen durch ab- und zugehende festlich gekleidete Einwohner des Städtchens, erschien mir ein treues Bild der Wohlhabenheit, des Glückes und des Friedens, und schon die bloße Außenseite der Häuserreihe ein sicheres Zeichen der (auch wirklich hier herrschenden) allgemeinen Wohlhabigkeit der Einwohner. Namentlich ist der Handel mit Holz und Wein bedeutend, und der Durchgang der Handelsgegenstände aus den umliegenden reichen Landstrichen begünstigt das thätige Leben des Städtchens ungemein. Man rechnet allein in der Stadt und Umgebung auf 700 Weinkeller, in denen 17000 Wagen Wein niedergelegt werden können. Die schöne Stadtkirche auf einem mit Bäumen besetzten freien Plage, das Stadthaus und die katholische Kirche heben das Ansehen der ganzen Stadt sehr. Am Ende der Stadt, in einem Winkel, den die See bildet, liegt das alte Schloß von Morges, zur Zeit Peter's von Savoyen erbaut und gegenwärtig als Cantonal-Zeughaus benutzt, vor ungefähr einem Jahre noch der Aufenthalt mehrerer hundert Flüchtlinge der verschiedensten Nationen, die dort auf Staatskosten unterhalten wurden, von denen aber nicht Einer mehr anzutreffen ist, da die Meisten nach Amerika gewandert, Viele nach Hause zurückgekehrt sind, und einige Wenige sich sonst im Lande zerstreut Beschäftigung und Aufenthalt gesucht haben.

Durch eine reizende lange Promenade, welche dicht hinter der Stadt ihren Anfang nimmt, und zugleich einen weiten, jetzt freilich theilweise vom Wasser mit bedeckten Exercirplatz beschattet, kommt man weiter auf der Straße nach Genf zu und hat, wendet man sich auf der hinter Morges beginnenden Anhöhe dem Wege zu, den man hergekommen ist, einen reizenden Anblick nach der herrlichen Hügelkette, welche das fern liegende Lausanne mit seinen leuchtenden Thürmen beherrscht. Bald hinter Morges beginnen nun die unendlichen Weinberge des dasigen Landstrichs, die zwar in der gegenwärtigen Zeit einen recht freundlichen Anblick gewähren, zuletzt aber doch, wenn das Auge Stunden lang Nichts sieht, als Berge und Hügel mit Reben bewachsen, etwas ermüden, besonders wenn die glühendsten Sonnenstrahlen die Sehnsucht nach Schatten und einem frischen Trunke ganz unwillkürlich wach werden lassen. Ich hatte, wie ich bald schmerzlich bereute, trotz des freundlich einladenden Wesens des Städtchens in Morges keinen Halt gemacht, sondern wollte noch bis Aubonne marschiren, um mich erst dort zum Aufsteigen nach dem Signal de Bougy zu stärken, und von der Anstrengung des gemachten Weges zu erholen. Ich muß gestehen, daß ich froh war, als ich endlich Aubonne auf dem Berge vor mir liegen sah, und von der großen Genfer Straße abweichend auf mein Ziel gerade lossteuerte. Nach St.-Prez mich seitwärts zu wenden hatte ich aber keine Lust, da dort am Ende Nichts zu sehen war, als die überall am Ufer des Sees wiederkehrende schöne Fernsicht über den klaren Wasserpiegel nach dem jenseitigen Ufer zu, doch konnte ich nicht umhin, dieses Ortes beim Vorübergehen namentlich um deswillen zu gedenken, weil er in letzterer Zeit wegen eines ungewöhnlichen Fischfanges ordentlich

berühmt worden war, indem zwei dortige Fischer in einem einzigen Zuge so ungeheuer viele und schöne Fische gefangen hatten, wie bisher in der Geschichte des Léman unerhört gewesen war. Eben so wenig mochte ich über die Brücke, welche über das Flüsschen Boiron führt, hinweggehen, ohne die in Stein eingehauenen Worte: „Pontes et vias, vetustate collapsas, Roma olim, nunc Berna restituit“ meinem Gedächtniß einzuprägen. Die Brücke ist einfach und trägt nichts besonders Auffälliges an sich, als eben diese Inschrift, und man sagt, daß sie zum Theil noch aus Caracalla's Zeiten her Stamme. Eine von den Brücken, die man noch zu passiren hat (pont d'Allemand) führt über die Aubonne, welche am Fuße des Jura entspringt und früher den Namen Alpona geführt hat. Die Quellen dieses Flusses sind der Gegenstand vielfacher wissenschaftlicher Untersuchungen gewesen und noch, und bieten auch dem Laien manches Interessante. Es sind nämlich an dem Orte, wo dieses Wasser entspringt, eine Menge natürlicher Brunnen, die von den Bewohnern der Gegend Bonds genannt werden. Diese Bonds haben alle eine kreisförmige Gestalt, und einer der größten hat gegen 100 Fuß im Durchmesser; man hat mit Stangen und sonst versucht, den Grund derselben zu erreichen, behauptet aber, daß dies vergeblich gewesen. Der Sicherheit wegen sind diese Bonds mit Gehegen umgeben, da man, wenn man sich dem steilen Rande dieser Bonds allzu sehr naht, leicht versinken kann. Das Wasser derselben ist schlammig und hat eine gräuliche Farbe, und der äußere Rand dieser Bonds ist mit einer Art Schlamm bedeckt, der nach und nach ganz dürr und hart wird. Welches der Entstehungsgrund dieser Brunnen oder Schächten ist, hat man noch nicht gehörig ermittelt, und es sind die Ansichten darüber unendlich verschieden. Namentlich ist zu bemerken, daß sich urplötzlich ganz neue solche Schächten, ganz in derselben Gestalt und Form als die bisherigen, bilden, und eben so wieder andere verschwinden. Im Jahre 1834 hat sich dicht bei dem Wohnhause eines dortigen Landmanns ein solcher Schacht, oder auch Quell gebildet, dessen Strahl stark genug gewesen, eine Mühle zu drehen, und man will bemerkt haben, daß beim Entstehen eines solchen natürlichen Brunnens das Wasser mit der Gewalt eines starken Springbrunnens herausgetrieben werde und das obenauf liegende Erdreich weit aus einander werfe. Bei allem Dem aber muß bemerkt werden, daß der Erdboden in der dortigen Umgebung nicht etwa morastartig, feucht, sondern gerade im Gegentheil ganz dürr und trocken ist, so daß das Gras ganz verbrannt und elend aussieht; was gegen die sonst so üppigen, frischen Theile der Umgegend ungemein absteht und einen nicht sonderlich erfreulichen Anblick giebt.

Nach einem tüchtigen Marsche langte ich endlich in Aubonne an, wo ich mich, ohne weiter die Stadt selbst genau zu besehen, zuvörderst in das erste beste Café begab. Ich mußte unwillkürlich, als ich meine unbedeutende Zechen bezahlte, an einen meiner Bekannten denken, dessen ewiges Klagegedicht das theuere Leben in der Schweiz ist, der sich aber trotz dem nicht daran gewöhnen mag, statt schlechten und theuren Kaffees mit einem Glas guten und billigen Weins fürlieb zu nehmen. Es ist richtig, daß das Leben in der Schweiz etwas theurer ist, als in Deutschland, doch fällt dies am Ende nur Dem auf, der fremd hieher kommt und hier als Fremder lebt. Wer hier verdient, hier arbeitet und nach Schweizer Preisen seine Arbeit sich bezahlen läßt, bei Dem gleicht sich das Verhältniß wieder aus; daß aber die Schweizer sich von den vielen Fremden, von denen viele, sobald sie das Land betreten, ihren Geldbeutel gleichsam an die große Lärmglocke hängen, gut bezahlen lassen, kann ich ihnen wahrlich nicht verdenken. Wer

hier einfach leben will, kann es eben so gut wie anderwärts, und verbringt noch dazu für weniges Geld inmitten einer verschwenderischen Natur, unter einem lebenswürdigen Volke, ein Leben, als er sich anderwärts selbst mit dem größten Kostenaufwande zu verschaffen wol schwerlich im Stande ist.

Das Städtchen Aubonne, dessen Straßen steil und eng sind, enthält nichts besonders Merkwürdiges außer seinem alten Schloß, von dem aus man eine fast eben so schöne Aussicht, wie vom Signal de Bougy, hat, und das gegenwärtig zur Schule und zum Gerichtshause dient, und hierneben eine wundervolle Promenade, die ihrer romantischen Lage wegen *le chemin des philosophes* genannt wird.

Von Aubonne führt ein freundlichst, nicht allzu steiler Weg nach dem Signal de Bougy, das eine gute halbe Stunde von der Stadt entfernt, namentlich auch seiner wundervollen Aussicht nach dem Montblanc wegen von den Reisenden viel besucht wird. Die mit Wald dicht besetzten Berge zur Rechten, namentlich der ungeheure Noirmont, der seinen Namen in der That durch sein ewig finstres und schwarzes Aussehen verdient, waren mir eine angenehme Erscheinung, nachdem das Auge fast fortwährend die sanften Hügel und Nebberge zu betrachten gezwungen gewesen war. Der ganze Landstrich zur Rechten erscheint bedeckt mit ungeheuren Waldungen, aus denen hervor einzelne kleine Städte und Flecken mit ihren glänzenden Häusern hervorragen, die einen freundlichen und befriedigenden Anblick gewähren. Mein Begleiter, ein Waadtländer, an den ich mich unterwegs angeschlossen, machte mich freundlich auf die Menge Städte und Flecken, die man überseht, aufmerksam, und hob mir namentlich das wegen seines großen Reichthums im Lande bekannte Bière hervor, das allein an Weideplätzen und Waldungen einige Millionen besitzen soll, mit dem Bemerkten, daß man sich dieses eben so merken müsse, wie die weiter abseits liegenden beiden Orte Montherod und Bizy, die wegen ihrer gar großen Armuth gleichfalls in allgemeinem Ruße ständen. In mehreren der dortigen hochgelegenen Ortschaften reift das Obst nur in ganz heißen Jahren, und auch da gedeiht es nicht besonders. Bemerkenswerth unter ihnen ist vorzüglich St. Georges, das, 1700 Fuß über dem See liegend, namentlich von Vielen deshalb besucht wird, weil nicht weit davon ein natürlicher Eiskeller sich befindet, der von ziemlichem Umfange ist, und aus welchem man das Eis so, wie die Steine aus einem Bruche, zum Verkauf heraus schafft.

Der Weg nach dem Signal selbst und namentlich das schattige Wäldchen, das man zu durchschreiten hat, ehe man auf die eigentliche Terrasse und das Plateau gelangt, hallten wieder von fröhlichen Stimmen munterer Wanderer, die, zum Theil mit Körben, Flaschen und dergleichen Zubehör zur Fortschaffung verschiedener Lebensmittel versehen, alsbald die schönen schattigen Plätze der Terrasse in Beschlag nehmen, um sich vor Allem von der gehaltenen Anstrengung bei einem lustigen Mahle im Freien zu erholen. Daß die Leute ihre Lebensmittel selbst mitbringen, darf nicht Wunder nehmen, da auf dem Signal de Bougy keine Wirthschaft sich befindet, und der in der Nähe wohnende Landwirth Nichts hat, als ein Glas frisches Wasser und höchstens das seiner Zeit auch ganz wohl schmeckende Kirchwasser. Ohne mich weiter um die Menge der Anwesenden zu kümmern, deren jeder eben nach seinem Geschmacke sich einrichtete, überließ ich mich ganz dem Genuße des Anschauens dieser wundervollen Gegend. Ich glaube nicht, daß es am Genfersee irgend eine Aussicht giebt, die sich mit dieser vergleichen ließe, und selbst die vom Kirchhof von Montreux aus bleibt, meiner Ansicht nach, weit zurück.

Natürlich fällt das Auge zuerst auf die ungeheuren Alpen am jenseitigen Savoyischen und Walliser Seeufer, und ist gefesselt durch den herrlichen Anblick, den der ungeheure, über grünende Berge und Alpen hervorragende Montblanc, mit seinen Schnee- und Eismassen, der Dent de Midi und alle die Niesen dieser Bergwelt dem staunenden Auge bieten. Läßt man den Blick aus der Höhe herabstinken auf die grünen Alpen, auf die freundlichen Städte Savoyens, deren Entfernung ganz unbedeutend zu sein scheint, so schweift das Auge über den ungeheuren See, der ruhig und klar die hohen Berge widerspiegelt. Und dann das diesseitige Ufer mit seinen Hunderten von Städten, Dörfern und Flecken, mit seinen unendlichen Weinbergen, die unterbrochen und vermischt mit Wäldern, Wiesen und Feldern das Ansehen eines friedlichen, lieblichen Gartens bieten! Und alle diese Pracht vervielfältigt sich mit dem Untergange der Sonne, und stumm vor Entzücken steht man urplötzlich alle diese Berge und Hügel und Ebenen wie mit einem Feuermeer übergossen, das nach und nach immer schwächer werdend, zuletzt noch die höchsten Spitzen der höchsten Berge erleuchtet, und endlich ganz verschwindet. Längst war die Sonne verschwunden und dunkle Schatten breiteten sich über die, eben noch hellerleuchtete Landschaft aus, ehe ich an den Heimweg dachte, dem sich schon die meisten Anwesenden zugewendet hatten. Lange noch schaute ich den steilen Bergabhang, der zum Theil sich abgelöst und in das Thal herabgestürzt hat, hinunter und betrachtete den Frieden, die tiefe Ruhe, die, überall herrschend, dieser ganzen Landschaft ein so liebliches Ansehen gab! Noch einen Blick auf das jenseitige Ufer werfend, das schon im Dunkel der Nacht zu verschwinden anfing, den See und dessen freundliches Ufer zum letzten Male überblickend, wendete ich mich endlich der Heimath wieder zu, die mir in diesem Augenblicke wie ein Gefängniß vorkam, in das ich nach kurzer Freiheit wieder zurück sollte.

Schon während ich im Anschauen vertieft am Abhange des Felsens stand, auf welchem die Terrasse des Signal de Bougy ausgebreitet liegt, hatte ich mehrmals Deutsche Stimmen neben mir gehört, was mich veranlaßt hatte, die betreffenden Personen, einen Herrn mit Frau und Tochter, näher zu betrachten. Der Zufall wollte, daß ich dieselben kurz vor Aubonne wieder traf und mich ihnen als Landsleuten anschloß. Die Gattin meines Landsmanns, eines Kaufmanns aus F., wie er mir mittheilte, freute sich, endlich einmal wieder einen Deutschen reden zu hören, nachdem sie 4 Wochen lang fremde Sprachen habe hören müssen, und wurde ganz ärgerlich, als ich ihr einhielt, daß sie ja in Zürich u. s. w. doch wol auch Deutsch gehört habe, indem sie mir erklärte, tausend Mal lieber Französisch reden zu hören, das sie nicht verstände, als Schweizer „sogenanntes Deutsch“, das sie ebenfalls nicht verstehe und nie verstehen möge. Ich hatte gerade keine Lust, das Schweizer Deutsch in meinen Schutz zu nehmen, ließ deshalb meine Landsmännin ihren Zorn ausreden, und erkundigte mich dann, wie es ihr weiter sonst in der Schweiz gefalle, und ob sie namentlich nicht von dem wundervollen Schauspiele entzückt sei, das wir so eben mit angesehen hätten. Ich gestehe, daß mir die Antwort der guten Frau allerdings mehr ihrer Körperbeschaffenheit, als dem Entzücken eines Schweizer Reisenden angemessen erschien, und kann nicht läugnen, daß ich ungezogen genug war, laut aufzulachen, als die gute Dame rund heraus erklärte, die Schweiz sei zwar recht schön, würde ihr aber noch besser gefallen, wenn die vielen Berge nicht wären. Im Uebrigen war mein Landsmann ein ganz gemüthlicher Reisegesellschafter, und ich entschloß mich deshalb auch, mit ihm in demselben Gast-

habe ein kleines Abendbrod zu genießen. Wir waren nach einem herrlichen Tage zusammen recht heiter bei einem Glase Wein, und nur Eins störte meinen Landsmann, nämlich daß ich (ein so guter, freundlicher Gesellschafter, wie er sich ausdrückte) das große Fest des Einzugs des Reichsverwesers in Frankfurt nicht mitgemacht hätte, gegen das doch die Schweiz mit ihren Bergen und Seen wie gar Nichts sei! Soviel ich mir nun auch durch heitere Erzählungen und Scherze Mühe gab, diese trübe Stimmung meines Landsmanns zu vertreiben, so konnte ich doch den längst gefürchteten Angriff nicht verhindern, und mußte mich für meine Einbuße durch eine lange Erzählung von dem Einzuge des Reichsverwesers in Frankfurt, wohl oder übel, entschädigen lassen. Wie sehr bedauerte mein guter, reichsverweserentzückter Landsmann, daß ich ihm endlich erklärte, ich müsse nun aufbrechen, um noch zu Fuße nach Lausanne zurückzukehren; — noch ein Hoch auf seine Lieblingserinnerung, ein freundlicher Gruß, und fort ging es, noch vor Tagesanbruch meine Heimath zu erreichen. Von Aubonne bis Morges zurück hatte ich noch das entzückende Schauspiel, ein wundervolles Gewitter, das sich über dem See und den jenseitigen Bergen zusammengezogen hatte, während des Marsches zu betrachten, und noch nie habe ich ein Gewitter in dieser Weise sich entladen sehen, das zugleich der Umgegend ein so reizendes Ansehen gegeben hätte. Die Berge Savoyens standen fortwährend wie in Flammen, und der See war mitunter so erleuchtet, daß man einzelne Fahrzeuge am jenseitigen Ufer und die dortigen Wohngebäude plötzlich aus der Finsterniß hervortauchen sah. — —

## W o c h e n s c h a u.

**Zum Post- und Eisenbahnbetriebe in Preußen.** — Seit dem Baue der Eisenbahnen in Preußen und dem Eintritte eines gesteigerten Verkehrs sind auf dem Postgebiete wesentliche Verbesserungen ins Leben gerufen. Der technische Betrieb der Post ist geändert, die Porto-Sätze für Brief- und Paketsendungen ermäßigt, der Verkehr mit dem Auslande durch neue Postverträge gehoben, kurz das ganze Getriebe des Postmechanismus in seiner Sicherheit und Bequemlichkeit vorwärts geführt. Ist freilich erst in Nordamerika der Grundsatz am weitesten zur Ausführung gebracht, daß die Transportanstalten des Staates nie als Finanzquelle benutzt werden sollen, und hat nach dieser Seite das Graham'sche Pennysystem in England alle übrigen Posten des Continents überholt, so findet doch auch in Preußen jener fiskealische Grundsatz, die Post als eine melkende Kuh für die Staatskasse zu betrachten, in seinem noch unter dem General-Postmeister v. Nagler geltenden Umfange keine Anwendung mehr. Die Post ist in Preußen ein populaires Institut im weitesten Sinne des Wortes, und wenn in jüngster Zeit die gegen mißliebige Blätter eingetretene Postdebets-Entziehung das Institut als ein Partei-Organ erscheinen läßt, eine Beschränkung der Briefbeförderung an Sonn- und Festtagen beliebt wurde, das Mißtrauen eine Verbindung zwischen der Post und Polizei bei gewissen Briefadressen herausfinden wollte, die theure und nicht immer pünktliche Beförderung der telegraphischen Depeschen diese Communication noch als eine wenig vorgeschrittene erkennen läßt, die namentliche Eintragung der Briefe einer stückweisen gewichen, und Klage über verloren gegangene Briefe deshalb öfter als vor